

## Durch die Bibel

### Lukas 10,25-42

#### Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter

Wenn man der Frage nachgeht, warum manche Berichte aus dem Leben Jesu und manche Gleichnisse nur einmal in den vier Evangelien vorkommen, während andere doppelt, dreifach oder sogar vierfach zu finden sind, dann kommt man sehr schnell zu der Erkenntnis, dass die vier Evangelisten einfach unterschiedlich nah dran waren an den Ereignissen, von denen sie berichten. Das heißt, nicht alle vier Evangelisten wussten über alles Bescheid, und sie haben bei der Zusammenstellung der Berichte und anderer Elemente auch nicht immer die gleiche Auswahl getroffen. Anhand eines Beispiels möchte ich gern erklären, was ich damit meine, wenn ich sage, dass die vier Evangelisten unterschiedlich nah dran waren an den Ereignissen. So ist Matthäus vermutlich mit dem Zöllner Matthäus beziehungsweise Levi gleichzusetzen. Er wurde von Jesus in dessen Nachfolge gerufen. Demnach wäre Matthäus ein echter Augenzeuge vieler Ereignisse gewesen, die sich rund um Jesus abgespielt haben. So gesehen, war er „nah dran“ an den Ereignissen. Einige Bemerkungen im Matthäusevangelium lassen allerdings darauf schließen, dass sich Matthäus nicht sofort nach dem Tod und der Auferstehung Jesu an den Schreibtisch gesetzt hat, sondern dass es eine gewisse zeitliche Distanz gab zwischen bestimmten Ereignissen und der Berichterstattung darüber. Dass Lukas beim Schreiben seines Evangeliums ganz anders vorgegangen ist, wissen wir aus den ersten Versen des Lukasevangeliums (vgl. Lk 1,1-4). Er hat „sorgfältig erkundet“, so drückt er es aus, was sich damals abgespielt hat. Und er erwähnt Leute, die manches „von Anfang an selbst gesehen haben“ (die also Augenzeugen waren) und von denen manche es „schon unternommen haben, Bericht zu geben von den Geschichten“ (die also das eine oder andere bereits aufgeschrieben haben).

Bei seinen Nachforschungen ist Lukas auf ein Gleichnis Jesu und auf ein Ereignis gestoßen, von denen keines der anderen Evangelien berichtet. Es handelt sich um das Gleichnis vom barmherzigen Samariter und um den Besuch Jesu bei den Schwestern Maria und Marta. Beide Bibeltexte dazu haben unzählige Menschen tief in ihren Herzen berührt und zum Beispiel auch berühmte Maler inspiriert. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter steht übrigens stellvertretend für einige weitere Gleichnisse, die geradezu zu einem „Markenzeichen“ des Lukasevangeliums geworden sind. Im Gegensatz dazu könnte man das Markusevangelium als das „Evangelium der Wundertaten“ bezeichnen und das Matthäusevangelium als das „Evangelium der in Erfüllung gegangenen Prophezeiungen“. Hören Sie nun aus Lukas 10 den Vers 25. Dort wird berichtet:

#### DAS GLEICHNIS VOM BARMHERZIGEN SAMARITER

„Und siehe, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn [gemeint ist Jesus] und sprach: Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?“ (Lk 10,25).

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, das Jesus in den nachfolgenden Versen erzählt, ist also die Antwort auf die Frage, wie ein Mensch das ewige Leben erlangen kann. Eine unglaublich wichtige Frage, die in diesem Fall allerdings von einem Schriftgelehrten in böser Absicht gestellt wurde. Er wollte Jesus damit in die Enge treiben und war überhaupt nicht an einer ehrlichen Antwort interessiert.

Lassen Sie mich an dieser Stelle kurz auf den Begriff „Schriftgelehrter“ eingehen. Das griechische Wort „nomikos“, das hier im Originaltext steht, kann man auch mit „Rechtskundiger“ übersetzen. Dieser Mann verstand sich als eine Art Rechtsanwalt, der aktuelle Streitfragen auf der Basis des alttestamentlichen Rechts beurteilte. Das heißt, im konkreten Fall wollte er überprüfen, ob Jesus mit seiner Lehre überhaupt noch im Einklang stand mit dem Gesetz, das durch Mose überliefert wurde. Nun ist es ja so eine Sache mit den Rechtsanwälten. Sie sollen jeweils die Interessen ihrer Klienten vertreten, während ein Richter einen Sachverhalt möglichst neutral beurteilen muss. Bei einem komplizierten Gerichtsverfahren in den USA soll es einmal vorgekommen sein, dass sich zwei Anwälte zu Beginn einer Verhandlung so richtig in die Wolle kriegten. Der eine beschimpfte den anderen als Lügner, während der andere den einen als Betrüger bezeichnete. Der anwesende Richter musste schließlich eingreifen und sagte: „Meine Herren Rechtsanwälte, nachdem Sie sich nun schon gegenseitig vorgestellt haben, schlage ich vor, dass wir endlich mit der Verhandlung beginnen.“

Was ich mit dieser kleinen Geschichte deutlich machen möchte: Der „Schriftgelehrte“, dem wir hier in Lukas 10 begegnen, ist ein Mann, von dem wir erwarten können, dass er recht einseitig für das alttestamentliche Gesetz Partei ergreift. Selbst wenn Gottes Stimme vom Himmel herab zu diesem Schriftgelehrten gesagt hätte: „Höre auf das, was mein Sohn Jesus verkündigt“, selbst dann hätte er vermutlich widersprochen und geantwortet: „Mose hat aber dieses und jenes gesagt.“

Jesus jedoch weiß, wie man mit dieser besonderen Art von „Rechtsanwälten“, die das Gesetz mehr achten als Gott, umgeht. Immer wieder einmal geht er auf ihre Fragen ein, indem er ihnen eine Gegenfrage stellt. Grundsätzlich kann man diese Taktik verwenden, um einer Frage auszuweichen und sie unbeantwortet zu lassen. Eine Gegenfrage kann aber auch den Sinn haben, den ersten Fragesteller dazu zu bringen, selbst eine Antwort auf seine Frage zu finden. Der große griechische Philosoph Sokrates hat diese Art, Gegenfragen zu stellen, bereits mehr als vierhundert Jahre vor Christus angewendet. Eigentlich handelt es sich um eine sehr schöne und sinnvolle Methode. Denn wenn ein Fragesteller durch eine hilfreiche Gegenfrage zu einer eigenen Antwort findet, dann ist das ein richtiges Erfolgserlebnis für beide. Ein Fragesteller allerdings, der mit seiner Frage den anderen in die Enge treiben will, fühlt sich womöglich auf einmal selbst in die Enge getrieben. Genau so passierte es auch, als der Schriftgelehrte Jesus fragte: „Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?“ – Ich lese weiter ab Vers 26:

„Er [Jesus] aber sprach zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du? Er antwortete und sprach: ‚Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst‘ (5 Mose 6,5; 3 Mose 19,18). Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben. Er aber [der Schriftgelehrte] wollte

sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: „Wer ist denn mein Nächster?“ (Lk 10,26-29).

Ich denke, schon nach diesen wenigen Sätzen spürt man, dass sich zwischen Jesus und dem Schriftgelehrten eine gewisse Spannung aufbaut. Dass Jesus den Schriftgelehrten ausdrücklich lobt: „Du hast recht geantwortet“, dürfte dieser als blanke Ironie empfunden haben. Und dass er, der Schriftgelehrte, der gebildete Theologe, dann zurückfragt: „Wer ist denn mein Nächster?“, das kann auch nicht ganz ernst gemeint sein. Verantwortlich für den unangenehmen Verlauf des Gesprächs ist aber, darauf möchte ich ausdrücklich hinweisen, der Schriftgelehrte. Denn er stellte von Anfang an keine aufrichtige Frage, sondern wollte (Vers 25) Jesus „versuchen“.

Achten wir nun aber auf den Inhalt des kurzen Wortwechsels. Manch einen mag es verwundern, dass Gott und den Nächsten zu lieben, angeblich die einzigen Bedingungen sind, um das ewige Leben zu erlangen. Als Christen haben wir doch etwas anderes gelernt. Richtig, aber beachten wir bitte, dass zu dem Zeitpunkt, als Jesus und der Schriftgelehrte miteinander sprachen, Jesus noch nicht für die Sünden der Menschen am Kreuz gestorben war. Demnach galt also das alttestamentliche Gesetz. Gott und den Nächsten zu lieben wie sich selbst, ist gewissermaßen eine kurze Zusammenfassung der Zehn Gebote und damit im Grunde auch des ganzen alttestamentlichen Gesetzes. Die Sache hat nur einen Haken: Kein Mensch ist in der Lage, dieses Gesetz wirklich einzuhalten. Und deshalb taugt es auch nicht dazu, den Menschen gerecht zu sprechen, sondern nur ihn der Sünde zu überführen. So heißt es etwa im Galaterbrief: „Wir wissen, dass der Mensch durch Werke des Gesetzes nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben an Jesus Christus“ (Gal 2,16). Im Römerbrief wird dieser Gedanke noch ausführlicher erläutert. Dort ist zu lesen: „Denn was dem Gesetz unmöglich war, weil es durch das Fleisch geschwächt war, das tat Gott: Er sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündigen Fleisches und um der Sünde willen und verdammt die Sünde im Fleisch, damit die Gerechtigkeit, vom Gesetz gefordert, in uns erfüllt würde, die wir nun nicht nach dem Fleisch leben, sondern nach dem Geist“ (Röm 8,3-4).

Wäre der Schriftgelehrte, der mit Jesus sprach, also ehrlich gewesen – zu sich selbst und zu Jesus - , dann hätte er gesagt: „Meister, ich habe zwar versucht, Gott zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen meinen Kräften und von meinem ganzem Gemüt und meinen Nächsten wie mich selbst. Aber ich muss zugeben, ich habe es nicht geschafft. Ich habe total versagt. Deshalb bitte ich dich, Jesus, sag mir, was ich tun kann, um gerettet zu werden!“ Ich bin mir sicher, das Gespräch zwischen dem Schriftgelehrten und Jesus hätte eine andere Wendung genommen, wenn der Schriftgelehrte so reagiert hätte. Stattdessen startete er ein Ausweichmanöver und fragte ganz platt: „Wer ist denn mein Nächster?“ Jesus antwortete ihm mit einem Gleichnis. Mit einer ganz einfachen, aber zu Herzen gehenden Geschichte. Wir kennen sie als das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. – Ich lese weiter ab Vers 30:

„Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen. Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er vorüber. Desgleichen auch ein Levit: Als er zu der Stelle kam und ihn sah, ging er vorüber“ (Lk 10,30-32).

An diesem Punkt eine kurze Zwischenbemerkung: Ich könnte mir vorstellen, dass der Schriftgelehrte, dem Jesus dieses Gleichnis erzählte, selbst ein Levit war. Wenn es so gewesen sein sollte, wird er spätestens an dieser Stelle äußerst hellhörig geworden sein. – Weiter ab Vers 33:

„Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin [und zwar, wo der Verletzte lag]; und als er ihn sah, jammerte er ihn; und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn; und wenn du mehr aus gibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme. – Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste gewesen dem, der unter die Räuber gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So geh hin und tu desgleichen!“ (Lk 10,33-37).

In diesem Gleichnis begegnen uns drei Typen von Menschen, die es im Prinzip auch heute noch mitten unter uns gibt. Und, na ja, vielleicht erkennen wir uns teilweise sogar selbst wieder. Die Räuber stehen für den Menschentyp, der den Spruch verinnerlicht hat: „Was dein ist, ist auch mein.“ Ein solcher Mensch kann es nicht ertragen, dass ein anderer etwas besitzt, was er sich selbst nicht leisten kann. Oder über eine Fähigkeit verfügt, die er auch gern hätte. Neid und Missgunst sind die Folge. Und manchmal sogar heimtückische Aktionen, die dem anderen schaden. Der Priester und der Levit in dem Gleichnis stehen für einen Menschentyp, der nach dem Motto handelt: „Was mir gehört, das gehört mir.“ Dass jemand anderes unverschuldet in eine hilflose Lage gekommen sein könnte, kommt diesem Menschen nicht in den Sinn. Und auch nicht, dass es ihm selbst einmal so schlecht ergehen könnte, dass er um jede Hilfe froh wäre. Tja, und dann haben wir noch einen dritten Menschentyp, der in dem Gleichnis durch den Samariter verkörpert wird. Er sagt sich: „Was mir gehört, kann auch dir nützen“, und er hat keine Angst, durch seine Freigiebigkeit selbst arm zu werden. Das ist eine Gesinnung, die einem Christen gut zu Gesichte steht.

Auffällig ist, dass in dem Gleichnis nicht einfach nur gesagt wird, dass jemand irgendwo unter die Räuber gefallen ist, sondern das Geschehen wird einem ganz bestimmten Schauplatz zugewiesen: „Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho“, heißt es in Vers 30. Die beiden Städte liegen gar nicht so weit voneinander entfernt, aber weil der Weg durch felsiges Wüstengebiet führte, war man damals etwa sieben Stunden unterwegs. Dass die Strecke auch gefährlich war, weil es dort zu Raubüberfällen kam, dürfte bekannt gewesen sein. Zusätzlich kam noch die Gefahr hinzu, dass ein Reisender, der dort überfallen wurde, möglicherweise viele Stunden unentdeckt blieb, weil nur wenige Leute dort vorbeikamen. Interessant ist auch, dass Jesus in seinem Gleichnis erzählt, dass der betreffende Mann aus Jerusalem gekommen sei. Jerusalem ist einerseits die Heilige Stadt, in der der Tempel steht und in der das Judentum zu Hause ist. Andererseits ist es aber auch die Stadt, in der sich später fromme und nichtfromme Menschen zusammenrotten, um Jesus zu quälen und ans Kreuz zu bringen. Ich vermute deshalb, dass die Räuber in dem Gleichnis auch an den Teufel erinnern sollen, der Menschen zu Fall bringen will. Der Priester könnte dem Mann, der vom Teufel bedroht wird, Mut zusprechen und Gott darum bitten, dass er den Mann bewahren möge. Doch der Priester ist nur mit sich selbst und mit religiösen Zeremonien beschäftigt. Ähnlich wie der Levit, dem nur eines wichtig ist: Nämlich dass das alttestamentliche Gesetz peinlich genau eingehalten wird. Aber weder die religiösen

Zeremonien des Priesters noch die Einhaltung des Gesetzes, auf die der Levit so bedacht ist, könnten den retten, der unter die Räuber gefallen ist. Doch zum Glück gibt es ja noch den barmherzigen Samariter, der sich um den Hilfsbedürftigen kümmert. Mit diesem Samariter könnte Jesus Christus gemeint sein. Wie die Samariter oder Samaritaner, die von den Juden verachtet und als Ketzer angesehen wurden, so wurde auch Jesus von vielen Juden nicht wertgeschätzt, sondern sogar als Gotteslästerer verunglimpft. Mir ist bewusst, dass diese Deutung des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter auf wackeligen Füßen steht. Auf jeden Fall scheint es mir aber angebracht, auch über diese Deutungsmöglichkeit nachzudenken.

Lassen Sie uns darüber hinaus nicht vergessen, selbst zum barmherzigen Samariter zu werden, wo immer es sich anbietet. Menschen, die unsere Hilfe brauchen, das sind unsere Nächsten! Egal, ob sie gleich nebenan wohnen oder ob sie in einem fernen Land auf eine dringend notwendige Nahrungsmittelspende warten, die wir durch unser Geld ermöglichen könnten. Unsere Nächsten, das können auch Menschen sein, die unseren Glauben nicht teilen. Denen wir aber durch unser barmherziges Handeln unseren Glauben bezeugen können. Die Welt braucht Sie und mich als barmherzige Samariter, die helfend zupacken und keine Angst davor haben, dadurch arm zu werden. Und die Welt braucht Jesus, den barmherzigen Samariter, der den Menschen ihre Schuld vergibt und sie aus dem Einflussbereich des Teufels holt.

#### JESUS ZU BESUCH BEI MARTA UND MARIA

Das zehnte Kapitel des Lukasevangeliums endet mit einer kurzen Episode, die kein Gleichnis ist, sondern sich tatsächlich zugetragen hat. – Ich lese die Verse 38 bis 42:

„Als sie aber weiterzogen [gemeint sind Jesus und seine Jünger], kam er in ein Dorf. Da war eine Frau mit Namen Marta, die nahm ihn auf. Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seiner Rede zu. Marta aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: Herr, fragst du nicht danach, dass mich meine Schwester lässt allein dienen? Sage ihr doch, dass sie mir helfen soll! Der Herr aber antwortete und sprach zu ihr: Marta, Marta, du hast viel Sorge und Mühe. Eins aber ist Not. Maria hat das gute Teil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden“ (Lk 10,38-42).

Ich vermute, dass Maria nicht die ganze Zeit nur herumsaß, sondern ihrer Schwester auch zur Hand gegangen ist. Aber irgendwann war der Punkt erreicht, an dem sie sich sagte: „Den Tisch decken hin und das Essbesteck polieren her – es gibt wichtigere Dinge! Ich möchte gern Jesus zuhören.“ Marta dagegen stellte ihre Liebe zu Jesus unter Beweis, indem sie ihm und seinen Jüngern einen möglichst angenehmen Aufenthalt bereiten wollte. Beide, Maria und Marta, handelten aus den gleichen guten Motiven. Doch spätestens als in der Küche der große Kochtopf, den Marta aus dem obersten Regal hervorziehen wollte, laut scheppernd zu Boden fiel, lagen bei ihr die Nerven blank. Und sie sagte etwas zu Jesus, was sie im Normalfall vermutlich nie gesagt hätte: „Herr, du siehst, wie ich herumschufte. Kannst mir nicht mal meine Schwester zur Hilfe schicken? Es ist doch wirklich nicht notwendig, dass sie dir zu Füßen sitzt, um

ja nichts zu verpassen.“ Jesus erkennt sofort, warum Marta so scharf reagiert und er versucht sie mit sanften Worten zu beruhigen. Aber zu seiner Eigenart gehört es eben auch, nicht mit der Wahrheit hinter dem Berg zu halten. Deshalb sagt er sinngemäß: „Marta, ich sehe, wie viel Mühe du dir gibst. Aber habe bitte auch Verständnis für Maria, die gern zuhören möchte, wenn ich erzähle.“ Und er deutet an: „Du musst nicht die perfekte Gastgeberin sein. Ich würde mich viel mehr darüber freuen, wenn du dir auch ein bisschen Zeit nehmen und dich zu uns setzen würdest.“

Ich denke, ich muss nicht lange erklären, was diese Aufforderung für Menschen in der heutigen Zeit bedeutet, die kaum noch wissen, wie sie mit all den Anforderungen fertigwerden sollen, die an sie gestellt werden. Ein großer Teil der Bevölkerung, so haben seriöse Umfragen ergeben, fühlt sich häufig oder fast immer gestresst. Viele haben das Gefühl, regelrecht auszubrennen. Sich Zeit nehmen für Jesus, wie Maria es tat, mag den Zeitdruck zunächst noch erhöhen, weil ein Teil der Arbeit erst mal liegen bleibt. Doch ich bin überzeugt davon: Wer sich genügend Zeit nimmt für Jesus, fürs Bibellesen und Beten, für die Gemeinschaft mit anderen Christen und für den Gottesdienstbesuch, der vergeudet keine Zeit. Sondern Jesus wird ihm beziehungsweise ihr dabei helfen, im Alltag die richtigen Prioritäten zu setzen.